

Leseprobe

Paul Fenzl

**Der Lärm der Stille
und der Wunsch nach Freiheit**

Ein Buch aus dem FRANZIUS VERLAG

Buchumschlag: Jacqueline Spieweg
Korrektorat/Lektorat: Petra Liermann
Verantwortlich für den Inhalt ist der Autor Paul Fenzl
Satz, Herstellung und Verlag: Franzius Verlag
Druck und Bindung: SDL, Berlin

ISBN 978-3-96050-029-2

Alle Rechte liegen beim Franzius Verlag
Hermann-Ritter-Str. 114, 28197 Bremen

Copyright © 2016 Franzius Verlag, Bremen
www.franzius-verlag.de

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.dnb.de> abrufbar.

Das Werk ist einschließlich aller seiner Teile urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung und Vervielfältigung des Werkes ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Alle Rechte, auch die des auszugsweisen Nachdrucks und der Übersetzung, sind vorbehalten. Ohne ausdrückliche schriftliche Erlaubnis des Verlages darf das Werk, auch nicht Teile daraus, weder reproduziert, übertragen noch kopiert werden, wie zum Beispiel manuell oder mithilfe elektronischer und mechanischer Systeme inklusive Fotokopieren, Bandaufzeichnung und Datenspeicherung. Zuwiderhandlung verpflichtet zu Schadenersatz. Alle im Buch enthaltenen Angaben, Ergebnisse usw. wurden vom Autor nach bestem Wissen erstellt. Sie erfolgen ohne jegliche Verpflichtung oder Garantie des Verlages. Er übernimmt deshalb keinerlei Verantwortung und Haftung für etwa vorhandene Unrichtigkeiten.

Vorwort

„Tempora mutantur, nos et mutamur in illis.“

Diese lateinische Weisheit besagt, dass sich die Zeiten ändern und wir uns mit ihnen. Lange dachte ich, das würde wohl nur für geschichtliche Epochen gelten und weniger für eine Einzelperson wie mich oder gar mein subjektives Freiheitsverständnis.

Meine überwiegend im Berchtesgadener Land gemachten Erfahrungen halfen mir erstmals, den abstrakten Begriff ‚Freiheit‘ in Abhängigkeit von individuellen Schicksalen zu erkennen. Zu keiner anderen Zeit in meinem Leben drang so eindringlich in mein Bewusstsein vor, dass verschiedene Lebensumstände völlig andere Ausprägungen subjektiv empfundener Freiheit bedingen.

Es dauerte einige Zeit, bis ich begriff, wie sehr sich Jean-Jacques Rousseaus philosophische Auslegung der Freiheit verallgemeinern lässt:

„Die Freiheit des Menschen liegt nicht darin, dass er tun kann, was er will, sondern dass er nicht tun muss, was er nicht will.“

Lea Fedder
(in Berchtesgaden gestrandetes Nordlicht)

Während ein heftiger Wintersturm drunten im Tal den Verkehr auf den Straßen mehr und mehr zum Erliegen brachte, genossen

wir in der rustikalen Wohnstube der Almhütte die wohlige Wärme, wie sie nur ein Holzofen abzugeben vermag.

Wenn man dem Wetterbericht Glauben schenken konnte, würden wir vorübergehend von der Welt da draußen abgeschnitten bleiben. Zeit genug, Erinnerungen an längst vergangene Tage aufleben zu lassen.

Kapitel 1

Die Fahrt vom hohen Norden durch die gesamte Republik nach Berchtesgaden verlief reibungslos und trotz der beträchtlichen Entfernung irgendwie sogar kurzweilig. Abwechslungsreiche Landschaften trugen ihren Teil dazu bei. Meine Gedanken, die sich um die bevorstehenden Urlaubstage drehten, taten das Übrige.

Der kleine Stau am Irschenberg, dem Ziel schon sehr nahe, war mir eher willkommen. Die herrlich klare Luft bot von dort einen traumhaft schönen Blick auf die nahe Alpenkette. Alle höheren Berggipfel waren von einem gleißenden Weiß überzuckert. Vermutlich hatte es dort oben in den vergangenen Tagen nach einem kurzen Temperatursturz Neuschnee gegeben. Sommerschnee! Für Bergwanderer ein Albtraum. Für das Auge des Betrachters ein herrliches Naturspektakel. Welch unvergleichliche Erhabenheit verleihen dem Panorama doch diese paar Zentimeter kristallinen Wassers.

Die einfache Berghütte mit grandiosem Alpenblick – ich entdeckte sie auf einem beigefügten Loseblatt in einem Spezialkatalog für Hütten im bayerischen Alpenraum – hatte es mir spontan angetan. Als Nordlicht übte sie einen kaum in Worte zu fassenden Reiz auf mich aus. Gebucht hatte ich sie über ein Reisebüro an der Alster. Den Schlüssel dazu sollte ich im Café Forstner in Berchtesgaden abholen.

Das Café war nicht schwer zu finden. Zentral gelegen am Weihnachtsschützenplatz, die Fenster liebevoll mit Geranien geschmückt, besonders auffällig der kleine, runde Erker mit Zinnen, genau so, wie ich es auf einem Bild im Internet gesehen hatte. Da sich das Café mitten in der Fußgängerzone

befindet, parkte ich meinen Wagen etwas abseits und ging die letzten Meter zu Fuß.

Seit Stunden hatte ich nichts Vernünftiges mehr gegessen. Umso mehr freute ich mich, hier auch gleich einen herzhaften Mittagstisch angeboten zu bekommen.

„Da wollen Sie heute noch hoch?“, fragte mich die Bedienung. Die Sorge darüber war ihr dabei ins Gesicht geschrieben, fast so deutlich wie der Name ‚*Gerdi*‘ auf dem Schildchen an ihrer Bluse.

Nach dem Essen hatte ich um den Schlüssel gebeten und mich bei der Gelegenheit auch gleich nach dem Weg zur Hütte erkundigt.

„Warum?“, fragte ich etwas naiv. „Was spricht dagegen?“

„Sie sind nicht von hier!“, erhielt ich kommentarlos zur Antwort.

„Hört man das?“, fragte ich und lachte dabei.

„So meinte ich das nicht.“ Spontan stieg der Bedienung zarte Röte ins Gesicht.

„*Steht ihr gut!*“, dachte ich mir. Blond, weiße Bluse, rote Schürze und jetzt, mehr als passend dazu, sichtbare Verlegenheit.

„Wie dann?“, fragte ich. Mir war nicht klar, worauf sie hinaus wollte.

„Heute ist die Hölle los in Berchtesgaden. Da wird sich keiner finden, der Sie mit Ihrem Gepäck hochfährt. Sie können’s höchstens zu Fuß versuchen und sich Ihre Sachen morgen bringen lassen.“

Ich hatte mich schon gewundert, warum der Ort so auffallend geschmückt war, stellte aber darüber keine Vermutungen an. Man nimmt ja oft zunächst etwas als gegeben hin. Das Nachdenken darüber, falls es nicht ganz ausbleibt, folgt erst viel später.

„Hm! Ich glaube, für einen längeren Fußmarsch bin ich nach der langen Fahrt zu müde. Können Sie mir vielleicht eine Unterkunft empfehlen? Muss ja nichts Großartiges sein. Hauptsache, ich habe für die Nacht ein Dach über dem Kopf.“

„Bleiben Sie noch auf einen Kaffee? Geht aufs Haus! Ich telefoniere ein wenig rum. Viel Hoffnung kann ich Ihnen leider nicht machen. An einem Tag wie heute, da ist meistens die letzte Besenkammer besetzt!“

„Oh je! Daran hatte ich nicht gedacht, als ich die Hütte exakt ab heute buchte!“

„Ist mir schon klar! Wie sollten Sie auch? Wer hat in Hamburg schon eine Ahnung davon, was wir hier in Berchtesgaden gerade feiern?“, lachte die Bedienung. „Ich werde mein Bestes tun. Der Kaffee kommt gleich!“

Wenn ich das geahnt hätte! Womöglich musste ich mich nun noch einmal in mein Auto setzen und irgendwo außerhalb Berchtesgadens mein Glück versuchen. Kein schöner Start in den ersten Urlaub seit vielen Monaten!

„Entschuldigen Sie, dass ich Sie anspreche, aber ich habe soeben ungewollt Ihrer Unterhaltung mit der Gerdi zugehört. Wenn sich nichts findet, können Sie gerne bei mir übernachten!“

„*Wo bin ich denn hier hingekommen?*“, dachte ich und starrte den Mann offensichtlich wie einen Außerirdischen an.

„Verstehen Sie mich nicht falsch! Ich werde nicht da sein. Ich muss noch heute nach München und komme frühestens morgen wieder zurück.“

„Machen Sie das öfter, fremde Frauen ansprechen und denen Ihre Wohnung anbieten?“, wollte ich wissen. Die

Verärgerung darüber schwang deutlich in meiner Stimme mit.

„Diese Frage hätte ich an Ihrer Stelle vermutlich auch gestellt.“

„Dann werden Sie sich auch vorgestellt haben, was ich von so einem Angebot halte?“

Mein Gesicht musste sehr abweisend und zornig gewirkt haben. Dennoch lachte der Mann hell auf und meinte: „Natürlich! Aber Sie werden es sicher annehmen!“

Wie konnte der Typ nur so unverschämt sein? Am liebsten wäre ich aufgestanden, hätte ihm eine Ohrfeige verpasst und wortlos das Café verlassen. Vermutlich wäre es sogar so gekommen. Die Cholerikerin in mir hatte mich schon einmal so reagieren lassen. War zwar eine Ewigkeit her, aber die Umstände dafür waren durchaus vergleichbar.

„Sieht leider nicht gut aus!“, sagte die Bedienung mit bedauerndem Kopfschütteln. Sie kam gerade in dem Moment mit einem Kaffee auf ihrem Tablett an meinen Tisch, als ich im Begriff war, aufzustehen. „Die Chefin meint, da brauche ich erst gar nicht zum Telefon zu greifen!“

„Sehen Sie!“, ergänzte der Fremde.

„Sehen Sie!“, äffte ich ihn nach.

Gerdis Augen wanderten belustigt zwischen mir und dem ihr offensichtlich nicht unbekanntem Mann hin und her.

„Geh', Hias, du wirst auch nicht g'scheiter!“, schalt sie den Mann.

„Matthias Bauer“, stellte sich der Fremde vor. „Hier nennen sie mich allerdings alle Hias!“

„Der Hias ist Künstler, müssen Sie wissen. Zumindest wäre er gerne einer“, ergänzte die Gerdi. „Und nicht ganz richtig im Kopf!“ Dabei machte sie mit der Hand eine rotierende Bewegung vor ihrer Stirn.

„Na, na, na! Jetzt werd' aber nicht frech!“, lachte Herr Bauer. „Was soll die Dame nur von mir denken?“, und zwinkerte dabei schelmisch mit einem Auge.

Meine Verärgerung ebte bei diesem Wortgeplänkel ab. Zum ersten Mal sah ich mir meinen Kontrahenten genauer an, immer noch misstrauisch, aber gleichzeitig auch spontan etwas interessiert.

„Die Dame wundert sich vor allem, von einem wildfremden Mann angesprochen und zum Übernachten in seine Wohnung eingeladen zu werden!“ Meine Stimme hatte dabei deutlich an Aggressivität eingebüßt. Das wurde mir beim Reden selbst bewusst. Ihm vermutlich nicht weniger. Darum bereute ich es auch schon wieder und fügte betont energisch hinzu: „Was ich natürlich ablehne!“

„Versteh' Sie schon! Auch wenn der Hias es nur gut meint. Ich glaube, wenn mir in Hamburg jemand so ein Angebot machen würde, ich würd' dem Typ eine schmieren und auf und davon laufen.“

Die Ausdrucksweise der Bedienung war mir nicht geläufig, aber ich verstand dennoch genau, was sie meinte.

Herr Bauer zuckte nur mit seinen Achseln, legte einen Schein auf den Tisch, mit dem er seine Zeche beglich, erhob sich und meinte noch, bevor er sich umdrehte und ging: „Vielleicht ein andermal!“

Kapitel 2

Gerdis Bemühen, dem Unken ihrer Chefin zum Trotz, doch noch ein Zimmer für mich zu organisieren, war erfolglos. Schon begann es mir leid zu tun, Herrn Bauers Angebot ausgeschlagen zu haben. Blieb nur noch, ins Fremdenverkehrsbüro zu gehen, um dort mein Glück zu versuchen. Irgendwo in der Umgebung von Berchtesgaden würde sich schon etwas finden. Da kam Gerdi noch einmal an meinen Tisch und meinte: „Das Zimmer meiner Schwester steht leer. Sie können es gerne für eine Nacht haben. Ich hab' grad mit Mama telefoniert. Bestimmt richtet sie das Bett prophylaktisch schon mal her.“

Kapitel 3

In Hamburg war ich bei der Buchung der Hütte mehr als blauäugig gewesen. Ich hatte mir alles irgendwie viel einfacher vorgestellt. Mein Auto würde ich unten im Tal abstellen müssen. Darüber hatte man mich informiert. Ein geländegängiges Fahrzeug sollte mich mit meinem Gepäck hoch zur Hütte fahren. Es zeigte sich allerdings, dass eine Fahrt nur bis zur Kührintalm am Fuße des kleinen Watzmann möglich war. So stand es auch auf meiner Buchung. Aber so genau hatte ich das Kleingedruckte nicht gelesen. Groß war meine Enttäuschung, als ich sah, dass die Kührintalm wie ein kleines Berghotel geführt wurde. Ich hatte ausdrücklich um Abgeschiedenheit gebeten. Und nun das! In nächster Umgebung sah ich zwar einige kleinere Hütten, aber unter Abgeschiedenheit stellte ich mir etwas anderes vor. Auch erinnerte mich keine dieser kleineren Hütten an die Abbildung auf dem aktuell ergänzten Sonderangebot.

Der Hüttenwirt wechselte ein paar Worte mit dem Fahrer, der mich hoch zur Hütte gebracht hatte. Ich stand daneben, kramte meinen Voucher aus der Tasche und stellte mich vor: „Lea Fedder! Ich habe diese Hütte gebucht!“ Dabei deutete ich auf den Voucher, den er entgegennahm.

„Ah, Sie sind das! Wir haben Sie schon erwartet.“

Dann drehte er sich um und schien etwas oder jemanden zu suchen. Auf ein Handzeichen und einen kurzen Ruf hin, den ich nicht verstand, erhob sich ein Mann von seinem Platz vor der Kührintalm, wo er offensichtlich gerade mit mehreren Bergsteigern in ein Gespräch vertieft war.

„Der Josef wird Ihnen helfen. Alleine schaffen Sie das dort hinauf mit dem Gepäck nicht!“

Schon wollte ich als emanzipierte Frau mein Veto einlegen. Aber eine innere Stimme ließ mich seinen Vorschlag annehmen. In Hamburg kann etwas weit weg sein, aber bestimmt nicht hoch oben. Außer vielleicht in einem Hochhaus. Und da gibt es einen Lift. Der Hüttenwirt hatte nach oben gedeutet. In diese Richtung führte nur ein etwas breiterer Steig. Mehr nicht! Auf alle Fälle viel zu schmal für den Jeep, der mich zusammen mit zwei Bergsteigern hochgebracht hatte.

Josef entsprach als kräftiger, wortkarger Bursche mit langem, dunklem Vollbart, kurzer, brauner Lederhose, Bergstiefel und Gamshut voll den Klischeevorstellungen, die Nordlichter wie ich von einem bayerischen ‚Eingeborenen‘ haben. Er schulterte mein Gepäck, einen überdimensionierten Rucksack, in dem ich fast alles untergebracht hatte, als wäre nichts drin und stapfte los. Ich versuchte mit meiner kleinen Sporttasche, in der sich das Übrige befand, was in den Rucksack nicht mehr passen wollte, mit ihm Schritt zu halten.

Der Weg war nicht besonders steil oder schwierig. Selbst als er nach einigen hundert Metern in einen etwas schmälere Steig mündete, der an einem Gebirgsbach entlanglief, änderte sich daran wenig. Unangenehm war mir Josefs Geschwindigkeit, in der er sich in einem immer größer werdenden Abstand zu mir bewegte. Wenn das so weiter ginge, würde ich ihn bald aus den Augen verlieren, spätestens an der nächsten Biegung im auf dieser Höhe noch recht dichten Wald.

„Josef!“, rief ich. Da er sich bisher kein einziges Mal nach mir umgedreht hatte, wusste er vermutlich nicht einmal, wie weit ich inzwischen schon zurückgefallen war.

„Josef!“, wiederholte ich lauter, weil er keinerlei Reaktion zeigte.

Offensichtlich hatte mein zweiter Hilferuf seine Ohren erreicht.

„Was ist?“, schrie er etwas brummig, als er mich weit hinter sich entdeckte.

„Zu schnell!“, lamentierte ich. „Ich komm nicht mit! Geht's nicht ein bisschen langsamer?“

Anstelle einer Antwort nahm er den Rucksack ab und stellte ihn neben sich ins Gras am Wegrand. Dann, ich traute meinen Augen nicht, wich er ein paar wenige Schritte zur Seite zu einem Baum und verrichtete daran seine Notdurft.

Inzwischen konnte ich fast ganz zu ihm aufschließen. Josef knöpfte ungeniert seine Lederhose zu und meinte: „Wenn du auch musst, dann wart' ich auf dich!“

Ich wäre vor Scham über seine Worte beinahe im Boden versunken. Er schien sein Verhalten jedoch völlig normal zu empfinden, angelte sich aus seiner Hosentasche seine Tabakdose und nahm eine ‚Bries‘. So nennen diese Naturburschen die Dosis Schnupftabak, die auf den Handrücken zwischen Daumen und Zeigefinger gestreut wird, um von dort in die Nasenlöcher aufgesogen zu werden.

In Anbetracht der stoischen Ruhe, die dieser ‚Seppl‘ an den Tag legte, unterließ ich es, ihn zurechtzuweisen. Was hätte das auch ändern sollen?

„Ist es noch weit?“, fragte ich ein wenig außer Atem.

„In zehn Minuten sind wir da!“, meinte er. Seine Frage von vorhin wiederholte er Gott sei Dank nicht noch einmal.

„Machen wir 15 und Sie gehen etwas langsamer! Okay?“, bat ich.

„Hm!“, brummte Josef nur, schnappte sich den Rucksack und ging weiter.

„Redet ihr hier im Gebirge eigentlich alle so viel?“, fragte ich ihn, mein Bestes gebend, mit ihm Schritt zu halten.

Da wir in dem Moment eine Biegung erreichten, hinter der von der Bergseite her ein kleinerer Bach herab in den größeren entlang unseres Pfads toste, verstand ich nicht, was mir mein Gepäckträger antwortete. Viel wird's vermutlich nicht gewesen sein.

Jedenfalls bemühte er sich, einen Gang zurückzuschalten. Oder es lag an meinem Bestreben, nicht mehr zurückzubleiben. Lief wohl beides auf dasselbe hinaus. Jedenfalls erreichten wir das Ziel nach nicht ganz einer Viertelstunde fast Seite an Seite.

Die kleine Hütte lag traumhaft! Eingerahmt von einem lockeren Baumbestand, Bergfichten, falls ich das richtig vermutete, dahinter steile Felswände vom Watzmann-Massiv. Vor der Hütte eine zu einem Steilhang hin leicht abfallende, blühende Bergwiese. Der Blick frei auf einen Großteil des tiefblauen Königssees.

„Und? Schön?“

Zwei Einwortsätze! Der Mann schien sich zu steigern.

„Wow! Wunderschön! Da habe ich ja mächtig Glück gehabt, diese Hütte zu bekommen!“

„Mehr als Glück! Bisher wurde sie noch nie vermietet. Sie gehört einem geldigen Münchner. Besser gesagt: gehörte. Im vergangenen Winter hat ihn dort drüben eine Lawine mitgerissen. Seine Leiche haben wir erst nach der Schneeschmelze im Frühjahr unten am See gefunden. Besser gesagt: Ich habe sie gefunden.“

„Das ist ja furchtbar!“, sagte ich und dachte: *Josef, Sie können ja reden!* Auf dem gemeinsamen Weg hier her hatte er kein weiteres Wort mehr an mich gerichtet. Und nun gleich unangefordert eine richtige Erklärung.

„Mir wär's lieber gewesen, ein anderer hätte ihn gefunden!“

Josef sagte das mit einem seltsamen Blick hinunter zum See. „Unten im See? Hat ihn die Lawine bis dahin verfrachtet?“, fragte ich.

Josef nickte: „Ich war auf der Jagd und hab’ ihn dort von der Anhöhe aus mit dem Fernglas im Wasser treiben sehen.“

Plötzlich gab er sich einen Ruck, blickte in Richtung Hütte und wechselte das Thema: „Du warst noch nie allein auf einer Hütte?“

„Nein! Warum fragen Sie?“

„Hab’s mir schon gedacht. Also komm’ mit! Ich zeig dir, was alles wichtig ist. Sonst schreist morgen schon zum ersten Mal um Hilfe!“

Es war mir schleierhaft, was es so Wichtiges gäbe, dass man es mir erklären müsste. Trotzdem folgte ich Josef ohne zu widersprechen.

Bevor er den Schlüssel in die alte, schwere Tannenholtz­türe steckte, schien er es sich anders zu überlegen.

„Gehen wir erst einmal da rüber. ’S Wichtigste zuerst!“

Ich hatte keine Ahnung, was das Wichtigste sein sollte, aber gleich würde ich es wissen.

„Strom! Da drin ist der Generator. Weißt du, wie man so einen bedient?“

Natürlich hatte ich keine Ahnung. Ich komme aus Hamburg. Da haben wir Strom aus der Steckdose!

Josef hatte nichts anderes erwartet. Er öffnete mit dem zweiten Schlüssel an dem kleinen Schlüsselbund, den man mir im Café Forstner ausgehändigt hatte, einen seitlichen Anbau, der eher einem Schuppen glich. Und so einer war es auch. Darin befanden sich ein moderner Stromerzeuger, jede Menge Diesel in Kanistern gelagert und ein großer Handfeuerlöscher.

„Wenn der Strom ausgeht, dann wirf den Generator an. Schau, ich zeig dir, wie’s geht!“

Die Handgriffe waren simpel. Trotzdem hoffte ich, bei Bedarf alles richtig machen zu können.

„Im Normalfall brauchst das Teil nicht!“, meinte Josef. „Ich sag’ ja, der Besitzer war ein Geldiger! Auf dem Dach vom Holzschuppen dort drüben gib’t eine Photovoltaik-Anlage. Nur wenn’s tagelang schlechtes Wetter hat, kann es sein, dass nicht genug Strom produziert wird. Der Schlüssel vom Generator-Häusl passt übrigens auch für den Holzschuppen.“

„Und Brennholz?“, fragte ich.

„Ist genug für ein Jahr im Schuppen! So viel einheizen, dass dir das Holz ausgeht, kannst du gar nicht.“

Über den Hinweis auf ein Jahr musste ich innerlich schmunzeln. Mein Urlaub würde nur drei Wochen dauern!

„Übrigens, die einzige Hütte weit und breit, die sogar Warmwasser hat. Von den großen Hütten, die bewirtschaftet werden oder sogar ans Stromnetz angeschlossen sind, natürlich abgesehen. Siehst du den Solarkollektor auf dem Dach?“

Ich wusste das selbstverständlich. Letztendlich waren all die Annehmlichkeiten neben der Abgeschiedenheit ausschlaggebend dafür gewesen, mich für dieses Objekt zu entscheiden. In der Hütte selbst gab es nicht viel, worauf ich noch aufmerksam gemacht werden musste. Das fließende Wasser kam von einem Speicher weiter oben und war reinstes Quellwasser. Insofern gab es nichts zu meckern. Obwohl total abgelegen und sehr exponiert, würde ich hier einen Luxus zur Verfügung haben, der in aufgelassenen Almhütten, die für den Tourismus umfunktioniert worden sind, nicht unbedingt Standard ist.

Nachdem mir Josef alles gezeigt hatte, verfiel er schlagartig wieder in sein brummiges Schweigen. Es hatte den Anschein, nur die Erinnerung an den verunglückten Eigentü-

mer und seine persönliche Begeisterung für diese Hütte hatte ihn kurzfristig aus der Reserve gelockt. Auch mein Angebot, noch auf einen Kaffee zu bleiben, schlug er aus. Mit einem bayerischen „Pfiat di“ verließ er die Hütte und stieg ohne ein weiteres Wort wieder hinunter zur Kührointalm.